

Historiker warnt vor Denkfaulheit

Der Historiker und Schriftsteller Philipp Blom (48) sieht das selbstständige, kritische Denken auf dem Rückzug. „Es hat in westlichen Ländern seit dem Ende des Totalitarismus keinen so weitreichenden und so mächtigen Angriff gegen die Aufklärung gegeben wie heute“, sagte Blom bei der Eröffnung der Salzburger Festspiele. Aufklärung sei der Versuch, das kritische Denken höher zu achten als Meinungen, Vorurteile, Gefühle oder Dogmen. „Dieses Prinzip ist in die Defensive geraten“, warnte Blom. In dieses Umfeld passe ein US-Präsident, der sich täglich beim Lügen überbiete.

Die Gesellschaft mache in ihrer geistigen Bequemlichkeit viel zu wenig aus den aktuellen Freiheiten. „Was ist die angemessene Reaktion auf Bürgerinnen und Bürger, denen offensichtlich ihre Mündigkeit lästig, die Freiheit zu anstrengend und die Gleichheit suspekt ist und die eine gefühlte Wahrheit einer durchdachten vorziehen?“, fragte der 48-jährige Autor. Die Zukunft werde nicht mehr als Verheißung, sondern als Bedrohung erlebt. „Wir werden nicht noch reicher werden, noch sicherer und noch privilegiierter.“ Viele hofften, die Zukunft überhaupt zu vermeiden und in einer nie endenden Gegenwart zu leben, kritisierte Blom. *dpa*

Drei neue

„Engel für Charlie“

Die Schauspielerinnen Kristen Stewart (28), Naomi Scott (25) und Ella Balinska (21) sind die neuen „Drei Engel für Charlie“. Das Filmstudio Sony gab die neue Kino-Version der gleichnamigen Fernsehserie bekannt. „Für mich steht ‚Drei Engel für Charlie‘ seit den 70er Jahren für das Abfeuern starker Frauen“, teilte Regisseurin Elizabeth Banks („Pitch Perfect 2“) in einem Statement mit, aus dem mehrere US-Medien zitierten. Der Film soll Ende September 2019 in die Kinos kommen. Die Krimiserie um drei junge Privatdetektivinnen und ihren mysteriösen Chef Charlie wurde von 1976 bis 1981 im US-Fernsehen ausgestrahlt. In zwei Kinofilmen spielten 2000 und 2003 Cameron Diaz, Drew Barrymore und Lucy Liu die Hauptrollen. *dpa*

Delacroix bricht alle Rekorde

Die Retrospektive des französischen Malers Eugène Delacroix (1798 bis 1863) hat alle Rekorde des Pariser Louvre gebrochen. Mit 540.000 Besuchern sei die Ausstellung die meistbesuchte Werkschau seit Bestehen des Museums, wie der Louvre bestätigte. Täglich seien im Schnitt mehr als 5000 Besucher gekommen. Die am 23. Juli zu Ende gegangene Werkschau war die erste Ausstellung, die Delacroix seit 1963 in Frankreich gewidmet wurde. Gezeigt wurden über 180 Werke aus allen Schaffensphasen, angefangen von seinen Historien- und Schlachtenbildern über seine Tier- und Orientalerei bis hin zu seinen Porträts und religiösen Arbeiten. Die Werkschau wird vom 17. September an im Metropolitan Museum of Art in New York zu sehen sein. *dpa*

Laufenbergs Interpretation des Bühnenweihfestspiels kommt diesmal beim Publikum nicht mehr so gut an wie bei der Premiere. Der Regisseur muss sogar einige Buhs einstecken.

VON ANDREAS BOMBA

Das hat es früher nicht gegeben. Da kleideten sich Wagner-Fans auf Vorabend festlich und stellten sich, mit dem Papptafelchen „Karten gesucht“, vors Kartenbüro im Festspielhaus. Bayreuth war ausverkauft, überbucht, seit langem, selbstverständlich, zumal beim „Parsifal“, dem Kultstück am Grünen Hügel. Auch wenn etwa die Inszenierung Wolfgang Wagners von Jahr zu Jahr dunkler, langsamer, langweiliger wurde, geleitet von verschiedenen Pultstars, von James Levine bis Christian Thielemann.

2004 kam Schlingensiefel und 2009 Stefan Herheim, mutige Querdenker mit musikalischem Format, denen die Festspielleitung viel zu früh den Hahn zudrehte. Und heute? Stehen noch 20 Minuten vor Aufführungsbeginn Menschen in Freizeitkleidung mit Papptafelchen

„Ersatzlos abreißen geht gar nicht“

Interview Wolfgang Dunkelau vom Bund Deutscher Architekten über die komplizierte Statik der Städtischen Bühnen

Vor etwa einem Jahr präsentierten Frankfurts Kulturdezernentin Ina Hartwig und Baustadtrat Jan Schneider die Machbarkeitsstudie zu den Städtischen Bühnen. Veranschlagte Kosten: rund 900 Millionen Euro für die zehn Jahre dauernde Sanierung oder den Neubau von Oper und Schauspiel. Seither stehen die Stadtpolitiker unter Schock. Allein das Architekturmuseum belebte mit der Schau „Große Oper – viel Theater?“ und Begleitveranstaltungen die öffentliche Diskussion. Wir baten nun Architekten und sonstige Bauexperten um ihre Meinung. Heute im Gespräch: Wolfgang Dunkelau, Vorsitzender der Frankfurt-Gruppe des Bundes Deutscher Architekten.

Wolfgang Dunkelau, geboren 1962 im westfälischen Herford, ist seit 2014 der Vorsitzende der Gruppe Frankfurt des Bundes Deutscher Architekten (BDA). Er war Professor an der Fachhochschule Frankfurt und im Städtebaubeirat der Stadt Frankfurt. Seit 2016 führt er mit Birgit Giebel das Architekturbüro Dunkelau Giebel Architekten.

Herr Dunkelau, wie bewertet der BDA das Gutachten?

WOLFGANG DUNKELAU: Es hat zunächst den Vorteil, dass es das Gebäude – und das sind 120 Jahre Baugeschichte mit zahlreichen größeren und kleineren Umbauten, Brandsanierungen und Nachbesserungen – baulich penibel dokumentiert. Problematisch ist die daran anschließende Machbarkeitsstudie mit der Kostenuntersuchung. Letztere ist nur ein ziemlich unverbildliches Zahlenspiel, das eine Sicherheit vortäuscht, die man gar nicht hat – obwohl die mit

Bühne mit all ihren Möglichkeiten unbedingt zu erhalten ist. Was eine Integration in einen Neubau kostet, kann man bei dem derzeitigen Stand der Entscheidungen eben nicht sagen. Klar ist aber auch, dass allein wegen dieser Bühnentechnik ein Wiederaufbau des alten Schauspielplatzes von 1902 gar nicht möglich ist. Neben der Frage, ob man einen sehr, sehr durchschnittlichen Bau des Wilhelminismus rekonstruieren soll, scheidet das schon bei der Unterbringung der Bühnentechnik. Ein Neubau müsste, da es sich ja um ein öffentliches Gebäude handelt, seiner Funktion angemessen repräsentativ sein. Aber ob die Fassade aus Glas, Naturstein oder Sichtbeton besteht, ob und wie man das Wolkenfoyer integrieren soll, all diese Dinge wissen wir gar nicht. Die Machbarkeitsstudie tut so, als könne sie das alles schon im Vorfeld beschreiben. Deswegen kommt sie auf eine Zahl, die nur auf dem Papier steht. Allerdings, da sie die Kosten für die Interimsspielstätten, die Preissteigerung sowie einen 30-prozentigen Anteil für Unvorhergesehenes einschließt, ist die Zahl vielleicht nicht ganz so fiktiv wie bei anderen Großprojekten der jüngeren Vergangenheit – etwa Stuttgart 21 oder der Berliner Flughafen.

Das war auch schon früher so: Der Wiederaufbau der Alten Oper hat auch sechsmal mehr gekostet, als man ursprünglich veranschlagt hatte. Zurück zu den Städtischen Bühnen: Das Gutachten weist ja auf erhebliche bauliche Mängel hin, die man als Laie nicht sieht.

DUNKELAU: Das Dach ist undicht, die Haustechnik, vor allem die Klimaanlage muss dringend erneuert werden. Das Problem ist, dass man in den vergangenen Jahren nur noch das, was unbedingt nötig war, in dem Haus gemacht hat. Man hat die Bauunterhaltung unterlassen und dachte, man könne so sparen. Jetzt rächt es sich, wobei das absehbar war.

Das heißt, dass Sie am liebsten das bestehende Haus am bestehenden Standort sanieren wollen?

DUNKELAU: Von Leuten aus Schauspiel und Oper höre ich, dass sie die Städtischen Bühnen als die kulturellen Herzkammern der Stadt sehen. Dem stimme ich zu, allerdings – um im Bild zu bleiben –, dieses Herz kann nur in der Innenstadt, an einem zentralen, mit öffentlichen Verkehrsmitteln leicht erreichbaren Ort und eben nicht irgendwo in Bockenheim oder im alten Polizeipräsidium schlagen. Eine Alternative gäbe es: Auf dem Fluss zu bauen – auf dem Main, am Mainufer, aber dann auch nur in zentraler Lage.

Aber ist es nicht so, dass am bestehenden Standort keine Erweiterungsflächen für die zusätzlich benötigten Räume zur Verfügung stehen?

DUNKELAU: Das ist richtig. Und da kritisiere ich auch den fehlen-



Der Architekt Wolfgang Dunkelau sieht Möglichkeiten, wie man die Städtischen Bühnen am bestehenden Standort halten könnte. Eine Alternative, ebenfalls an zentraler Stelle, wäre seiner Meinung nach ein Neubau am oder über dem Main. Foto: Enrico Santifaller

den Weitblick der Politik. Das Problem ist, dass wir gerade in den vergangenen Jahren die Städtischen Bühnen „eingebaut“ haben: Im Osten wurde auf dem Degussa-Areal das „Maintor“ hochgezogen – das wäre der ideale Ort für einen Neubau von Schauspiel und Oper gewesen. Im Süden wird gerade der Erweiterungsbau des Jüdischen Museums errichtet. Man könnte allerdings mit der Nassauischen Heimstätte, die dort ebenfalls ein Haus hat, über die Verlagerung der Büroräume der Bühnen sprechen. Im Westen, zum Anlagerning, haben wir die Grünanlage, wo man wegen des Wallservitutes nichts bauen darf. Und wir sollten auch das Wallservitut, das zusammen mit dem Mainufer für einen grünen Ring rund um die Frankfurter Innenstadt sorgt, mit Händen und Füßen verteidigen. Schließlich der Eurotower im Norden, der derzeit von der EZB-Bankenaufsicht belegt wird: Ich könnte mir schon vorstellen, dass man im Hochhaussockel Räume der Städtischen Bühnen unterbringt. Das Restaurant zum Beispiel oder die Betriebskita, deren Bedarf wegen der sehr speziellen Arbeitszeiten an Schauspiel und Oper ohne Zweifel feststeht, könnte man dort unterbringen. Selbst für diese zusätzliche Bühne mit 200, 300 Zuschauern, die das Schauspiel benötigt, könnte der Sockel der ideale Ort sein. Und das würde auch dem Willy-Brandt-Platz gut tun, dessen Leben durch die Sicherheitsvorkehrungen der EZB und die Tiefgaragenzufahrt beeinträchtigt wird. Als die EZB in ihren Neubau zog, hätte die Stadt ja mal über eine Verlagerung von Räumen der



Die Doppelanlage von Schauspiel und Oper am Willy-Brandt-Platz ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut zu erreichen. Foto: dpa

Bühnen in den Eurotower sprechen können.

Noch mal zum Standort: Der bestehende an der Schnittstelle von Bahnhofsviertel und Innenstadt ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln leicht zu erreichen. Aber sorgt nicht die U-Bahn für statische Probleme?

DUNKELAU: Wäre dieser Standort auf der grünen Wiese, wäre alles easy. Bagger hin, abreißen, dann schnell neugebaut – das wäre in relativ kurzer Zeit erledigt. Leider, oder besser: Gottlob befindet sich die Theaterdoppelanlage mitten in der Stadt. Ein Neubau ist dann nicht so einfach. Die Fundamente des Gebäudes stützen statisch derzeit den Röhrentunnel der U-Bahn und damit auch den Eurotower. Das heißt, wir können das Haus gar nicht ersatzlos abreißen oder einfach ein Loch graben. Da muss schon ein richtig guter Statiker lange darüber nachdenken, damit uns

die U-Bahn nicht absäuft und das Hochhaus nicht umkippt. Entsprechend kostet das richtig Geld. Deswegen ist es umso wichtiger, vorher Klarheit zu schaffen, was für ein Theater, was für eine Oper man haben will. Was neugebaut werden muss und was saniert werden kann.

Das Gutachten enthält ja auch eine Bedarfsanalyse. Die besagt, dass die Bühnen rund 9000 Quadratmeter mehr brauchen, und schlägt vor, diese etwa durch eine Aufstockung am selben Standort unterzubringen.

DUNKELAU: Wie gesagt, eine standortnahe Möglichkeit der Auslagerung von Räumen wäre das Gebäude der Nassauischen Heimstätte sowie der Sockel des Eurotowers. Zusätzlich könnte man die Werkstätten – die Schreinerei etwa oder die Schneiderei – etwa am Osthafen oder in Fechenheim unterbringen. Und einen Teil der Haustechnik in der Tiefgarage des Thea-

ters. Natürlich ist es so, dass unter den Aspekten der Produktionstechnik die Regisseure und Dramaturgen von Oper und Schauspiel die Werkstätten lieber am selben Standort haben. Weil das einfach kürzere Wege bedeutet. Wenn man die Werkstätten in Fechenheim baut, hat man natürlich geringere Kosten – wegen der Grundstückspreise, aber auch wegen der erwähnten statischen Probleme.

Frau Hartwig sagt, sie möchte das Theater zukunftsfähiger machen. Wie kann Architektur dabei helfen?

DUNKELAU: Der BDA war ja vergangenen Sommer in Lyon, und die dortige Oper hat uns alle sehr beeindruckt. Das ist ein sehr anständiger Altbau – zentral, gegenüber vom Rathaus –, in den Jean Nouvel ein Opernhaus hineingeschnitten hat. Wegen der nahen U-Bahn-Franchise ist aus akustischen Gründen der neue Saal abgehängt. Der Bau ist beeindruckend, aber noch beeindruckender war, wie ihn sich die jungen Leute angeeignet haben: In den Arkaden führten sie Breakdance auf, es gibt Konzerte – die Oper wird auch tagsüber zum selbstverständlichen Teil des öffentlichen Lebens. Wenn Sie sich das jetzt ähnlich am Willy-Brandt-Platz denken, zwischen dem Sockel der Städtischen Bühnen und dem Sockel des Eurotowers. Da wäre ständig etwas los, das würde den Touristen Spaß machen, das würde den Frankfurterinnen Spaß machen, wahrscheinlich auch den Bewohnern der Rhein-Main-Region. Zusätzlich zu Schauspiel und Oper auf Highclass-Niveau. Das wäre doch ein richtiges regionales Projekt?

Auch die Liebe bringt nicht wirklich Erlösung

Festspiele Wagners „Parsifal“ in der Inszenierung von Uwe Eric Laufenberg geht in Bayreuth ins dritte Jahr

vor der Kasse: „Karten zu verkaufen“. Beim erst dritten Auffuss des „Parsifal“ in Uwe Eric Laufenbergs Lesart bleiben Plätze frei. Ein Tiefpunkt. Ein Desaster. Wie kann das sein?

Dieser „Parsifal“ war von Anfang an, seit 2016, ein Notnagel und stellte der Festspielleitung, die verächtlich oft und nicht nur hier mit Absagen umgehen muss, ein ungenügendes Zeugnis aus. Erst wurde der umstrittene Filmregisseur Jonathan Meese, opernunerfahren und in schmuddelige Nazi-Fahrgewässer geraten, durch den Wiesbadener Intendanten Laufenberg ersetzt, weil dieser gerade eine in Köln nicht realisierbare „Parsifal“-Idee in der Schublade hatte.

Gleißende Stimmen

Der Dirigent Andris Nelsons, mittlerweile im Leipziger Gewandhaus tätig, warf das Handtuch, man fand in Hartmut Haenchen den perfekten Ersatz (wann wird man diesem lange unterschätzten Künstler mal eine faire Chance geben?). Er wurde nun aber leider und warum auch immer durch Semyon Bychkov ersetzt, der Zeit braucht, bis sich das

Tempo im Orchester einrenkt, und der im zweiten Aufzug die Kontrolle über die Lautstärke verliert. Gewiss: Mit Elena Pankratova (Kundry) und Andreas Schager (Parsifal) stehen ihm Protagonisten zur Verfügung, die mit wichtigen und gleißenden Stimmen jedes forte mühelos mitgehen – aber solche zwischentönenarmen Exzesse müssen wirklich nicht sein.

Noch weniger zündet jedoch der „religionskritische“ Ansatz der Regie, die mit wohlfeilen Anspielungen den Inhalt des Bühnenweihfestspiels, wie Wagner es nannte, aus dem Auge verliert. Eigentlich geht es, problematisch genug, um Erlösung, Erlösung aus den Zwängen der Liebe, durch Hinwendung zu einer anderen, humanen Liebe und die Ankunft eines Erlösers, den „reinen Toren“.

Wagner bleibt da sehr offen, kirchliche Rituale spielen eine ebenso wichtige Rolle wie ihre Überwindung. Laufenberg und sein Bühnenbildner Gisbert Jäkel setzen auf inter-, trans- und supra-religiöse Bilder, auf Dauer wie zum Selbstzweck einer funktionierenden Bühnenmaschinerie.



Elena Pankratova als Kundry und Andreas Schager in der Titelpartie geben im Bayreuther „Parsifal“ den Ton an. Foto: dpa

Der Kern des Unheils liegt leider bei Wagner selbst, der die Welt hemisphären in eine christliche und eine arabische Hälfte einteilt. Die erste als Ort strenger männlicher, kulturprotestantischer Rituale, die zweite als weiblich bestimmter Ort verlockender Lüste, Märchen wie aus 1001 Nacht. Nicht jedoch Bürgerkrieg, Islamismus und verschleierte Frauen, wie es hier gezeigt wird. Schwerbewaffnete Soldaten (Kostüme: Jessica Karge) pa-

trouillieren durch die beschädigte Kirche von Mossul, ikonografische Flüchtlingsszenarien werden gezeigt, das tote Kind am Strand (anstelle des von Parsifal erlegten Schwans), Szenen aus der Kölner Silvesternacht, bis zum Schluss Vertreter der Weltreligionen, in utopischem Frieden geeint, ihre Kultgegenstände im Sarg Titurels (Tobias Kehrer) niederlegen. Erlösung als Multikulti. Vermutlich wissen die männlichen Kartenanbieter vor der

Tür nicht, dass ihnen in diesem „Parsifal“ auch viele Gelegenheiten geboten werden, das Opernglas scharf zu stellen.

Im zweiten Aufzug tauschen die Blumenmädchen den Schadorflugs gegen den Bikini ein, um Parsifal im islamdekorkelchen Bad handfest zu umgarnen. Im dritten Aufzug gönnen „der erlöste Mensch, die sündige Natur“, so heißt es in Gurnemanz’ (unermüdet präsent: Günther Groissböck) Fazit, in Gestalt entkleideter Mädchen und Jungen sich und dem Publikum eine ausgiebige Dusche in „des Sünders Reuetränen“. Ein gewagter Kontrast nach der Szene im Altersheim, wo eine gealterte und zittige Kundry die Bühne zu entrümpeln und den Kühlschrank zu befüllen versucht und dabei sogar einen toten Hasen zu entsorgen scheint, das Leitbild des Schlingensiefschen „Parsifal“.

Einen bedenkenswerten Aspekt in Laufenbergs Bilderflut bietet die Rolle des Amfortas (Thomas J. Meyer), jenes Königs, der die Gralsritter anführt, es aber einst mit der Keuschheit nicht so ernst nahm. Die Ritter akzeptieren es nicht, an

sein Dahinsiechen gebunden zu sein. Sie fordern, zum Schluss sehr aggressiv (einmal mehr wirkungsvoll: die von Eberhard einstudierten Chöre), Kraft aus dem Gral schöpfen zu dürfen. So inszeniert sich Amfortas selbst als Erlöser, spielt die Kreuzigung Christi nach, lässt sich noch einmal selbst die Wunde beibringen, ein blutiges Ritual, das den zuschauenden Parsifal würgt.

Zum Kreuz gebunden

Überraschend tritt Amfortas auch im zweiten Akt auf, ein stummer Zeuge und Mahner, der noch einmal, es kann ja nichts mehr passieren, Kundrys Hingabe genießt, während Klingsor (markant: Derek Welton) für jeden gefallenen Gralsritter ein Kreuzifix aufhängt. Trost und Rettung allein bringt die heilige Lanze. Parsifal zerbricht sie in zwei Stücke und bindet sie zum Kreuz zusammen. Der Kreuzzug kann beginnen.

Wer dafür noch eine Karte anbietet, wird sie jedoch nicht los. Noch nicht einmal in Söderland. Drinnen Ovationen für die Musik, Kritik am Regieteam. Sehr bedenklich!